

1. STATT EINER EINFÜHRUNG – EINE MÖGLICHE UNTERRICHTSSTUNDE

Der Text bezieht sich auf einen Workshop, gehalten auf der ÖDaF-Tagung 2010 in Wien (Kirsch 2011).

Da sitzen sie nun auf zweiunddreißig Stühlen im Kreis, neugierig darauf, wie szenisches Lernen in der Praxis aussehen könnte, wie der Theorie des Konstruktivismus und den Erkenntnissen aus der Hirn-, Narrations- und Rezeptionsforschung ein Weg in den Alltag des Unterrichts gebahnt werden kann. Sie sitzen nicht lange, denn schon bald haben sie einen Satz in der Hand und einen Auftrag im Ohr, diesen Satz mimisch-gestisch darzustellen und danach zu schauen, wer noch diesen Satz erhalten haben könnte. So finden sich mithilfe von drei Sätzen aus dem Bilderbuch „Bärensache“ (Janisch 2008) drei Gruppen und erhalten auch gleich als Gruppe den Auftrag, ihren Satz als ein Standbild, ein Denkmal darzustellen.

Das ist ja zum Aus-der Haut-fahren!

Das finde ich bärenstark!

Jetzt habe ich die Schnauze voll!

Wie in der Skulpturengalerie eines Museums besucht dann jede Gruppe das Denkmal der anderen, umkreist es, macht sich Gedanken und geht schmunzelnd in die Positionen des eigenen Denkmals zurück.

Schon durch diese Aufträge zu Beginn des Workshops lernen die auf den zweiunddreißig Stühlen Grundelemente des szenischen Lernens kennen und mit allen Sinnen erfahren.

- Sprache bekommt nach Sehen und Hören eine dritte körperliche Dimension.
- Das Verstehen wird sichtbar.
- Durch die Übernahme von Rollen werden Sprachlerner zu Personen.

Kreativität ist gefragt und damit divergentes und produktives Denken, und es ist erstaunlich, wie rasch solche Nonkonformität lebhaftige Diskussionen auslöst und zu einer lockeren Stimmung führt. Konformer, wenn auch nur kurz, geht es weiter: Der gesamte Bilderbuchtext zu „Bärensache“ von Heinz Janisch wird ausgeteilt, aber jede Gruppe bekommt nur ein Drittel des Textes. Der soll im Gehen und laut vor sich hin sprechend gelesen werden, immer wieder. Ein lärmendes Chaos. Danach trifft man sich wieder in der Gruppe, um das Textverständnis auszutauschen, Vermutungen über die ganze Geschichte anzustellen, aber auch, um seinen

Textteil in drei Standbildern darzustellen. Auch hier müssen wieder alle beteiligt werden. Dazu kommt, dass zu jedem der drei Standbilder ein Satz gesprochen werden soll, integriert in das Bild oder aus dem Off durch einen Erzähler. Ungewöhnlich dann wieder die Präsentationsform des Gruppenergebnisses: eine vertonte Diashow. Während die Gruppe ihr erstes Standbild baut, halten die anderen ihre Augen geschlossen, und es wird von 5 auf 0 heruntergezählt. Die jetzt geöffneten Augen sehen das erste Bild, nehmen es auf, hören den Satz, schließen wieder die Augen und zwischen 5 und 0 entsteht das zweite Bild. Durch dieses Ritual wird spielerisch eine Struktur geschaffen, die gerade bei den Methoden des szenischen Lernens und der damit verbundenen Lebhaftigkeit zu notwendigen Phasen der Ruhe und Konzentration führt. Bleibt noch als Abschluss, die drei Diashows zu ordnen, sie in die Reihenfolge der Geschichte zu bringen. Es wird Zeit, innezuhalten und über das bisher getane Handwerk zu reflektieren. Drei Erkenntnisse ergeben sich:

- Texte sind immer auch als Partitur zu sehen, also in Spiel umzusetzen.
- Spielvorlagen ergeben sich aus der Reduktion des Textes.
- Standbilder machen das aus der Reduktion entstandene Textverständnis sichtbar.

Einen Text auf das Wesentliche zu reduzieren ist eine Voraussetzung, um zu einer Spielvorlage zu kommen. Reduktion ist aber auch sonst eine wichtige Kulturtechnik, in der Schule unverzichtbar als Vorarbeit geistiger Arbeit zu lehren. Auf dem Weg von einem Text zu einer Spielvorlage ist nach der Reduktion dann die Frage zu beantworten, mit welchen Personen sie darstellbar ist. Es werden aus dem Text von Janisch schnell Bär und Direktor gefunden, die Ameisen und die Bärenkirchners, aber in die Geschichte sich hineindenkend werden auch ungenannte Personen genannt wie der Wärter, die Assistenz der Direktion, der Eisverkäufer.

Szenisches Lernen als eine Form des ganzheitlichen Lernens fordert, sich in das Personal einer Geschichte einzufühlen. Das heißt, wieder den Stuhl zu verlassen und nun in einer gewählten Rolle zu gehen, Posen zu suchen, die zur Rolle passen, einen für die Rolle typischen Satz zu sprechen. Wieder entsteht ein lärmendes Chaos, weil das ja alle gleichzeitig tun. Aber rasch führt der nachfolgende Auftrag zur großen Ruhe: Eine Rollenbiografie ist zu schreiben. Sie beginnt mit Ich,

nennt Namen und Alter, den Familienstand, Motive für die Arbeit, Einschätzungen der Situation und der Handlungen, der eigenen, der anderen, alles gespeist aus dem, was der Text an Informationen hergibt, aber auch von dem, was die eigene Lebenserfahrung und Weltsicht bereithält. Die einzige Bedingung: Die Biografie muss stimmig sein, sich in die Vorgaben der Geschichte fügen. Biografien sind schon mit geringen Sprachkenntnissen möglich. Fünf Sätze reichen aus, das Leben als Ameise zu beschreiben: Ich bin eine Ameise. Ich heiße Albert. Der Bär sieht mich nicht. Er tritt auf mich. Ich helfe ihm, eine Wohnung zu finden. Die Zweiunddreißig verlassen wieder Stuhl und Tisch, nutzen den freien Raum, um mit anderen Personen Rollengespräche zu führen. So trifft die Ameise zum Beispiel den Direktor des Zoos, die Frau Bärenkirchner, bei denen der Bär als Gast wohnt, den Wärter im Bärengehege. Und sie führen Gespräche in ihren Rollen. Das Gespür für die Rolle wächst, auch das Gefühl, in der Rolle zu sein. Beides wird nun getestet. Dazu wird ein sogenannter „Heißer Stuhl“ besetzt. Die Fragen der Reporter an den prominenten Gast im Studio müssen aus der Rolle heraus beantwortet werden und verstärken zugleich das Einfühlen in die Rolle. Diese Verfahren, aus der Theaterarbeit in den Sprachenunterricht übernommen, verhelfen dazu, das Sprachlernen von seinem Instruktivismus zu befreien, es auch wieder zu individualisieren, denn durch die Rollenübernahme ist es möglich, sich selbst in den Lernprozess einzubringen. Das individuelle Einfühlen in Rollen wird jetzt als Gruppenaufgabe gefordert. Für einen der drei folgenden Sätze ist eine Diashow zu entwickeln. Die Zahl der Bilder ist frei. Zu jedem Dia ist wieder ein Satz zu formulieren.

- Warum der Bär sich bei der Familie Bärenkirchner nicht wohlfühlt.
- Warum sich die Ameisen entschließen, dem Bären zu helfen.
- Warum der Direktor dem Bären anbietet zu bleiben.

Auch die Präsentation der Gruppenarbeit geschieht wieder im bekannten Ritual des Herunterzählens, mit der Überraschung eines neues Bildes, Bilder und Sätze, die sich zu einer Geschichte fügen, die einen Blick in das Innere des Bären gewährt, der Ameisen, des Direktors.

Mit der Sprechmotette bietet sich als Abschluss eine Form an, in der sich die erarbeiteten neuen Inhalte zur Bärengeschichte integrieren lassen, die zugleich aber auch als Verfahren zur Inszenierung des Sprechens einen festen Platz im Sprachunterricht gewinnen sollte.

Wir kennen die großen Motetten von Palestrina, di Lasso, Schütz, Bach, Bruckner, Reger und ihre musikalische Form: unterschiedliche Texte in den verschiedenen Stimmen, aber ein wiederkehrender Rhythmus in der Unterstimme.

Es liegt daher nahe, diese Form in den Sprachenunterricht zu übernehmen, um im szenischen Lernen und chorischen Sprechen ein intensives Aussprachetraining zu gestalten.

Stehend, rhythmisch und gestisch begleitet der ganze Körper das Sprechen. Chorisches Sprechen, lange verpönt, entwickelt sich so zu einem ausgezeichneten Mittel, sich in die Sprache zu trauen. Durch den Wechsel zwischen den Gruppen entsteht, wie in der Musik, Spannung, ist die Dynamik der Sprache körperlich zu erfahren.

Hier ein Auszug aus der zu dem Bilderbuch „Bärensache“ entstandenen Sprechmotette.

A Nur zufriedene Tiere schaffen zufriedene Zoobesucher.

Die Besucherzahlen steigen, dank meiner zufriedenen Tiere.

B Zufriedene Tiere?

Der Direktor irrt.

Schau mal, dort, der große Bär.

C Jetzt habe ich genug.

So geht das nicht weiter.

Das ist ja zum Aus-der-Haut-Fahren.

B Er fährt tatsächlich aus der Haut.

Er reißt sein Maul auf.

Er stapft los.

A Wer kommt da?

Ein Bär?

Ein Bär in Unterhosen?

Gestern der Rocker.

Heute einer mit dem Fell überm Arm.

Die Bären, unsere Problemkinder.

Herein!

C Seit einem Jahr arbeite ich in ihrem Zoo.

Ich schufte wie ein Bär.

- B Er arbeitet im Zoo?
Er schuftet?
Der Zoo, das ist doch ein Paradies.
- A Setzen Sie sich erst einmal.
Beruhigen Sie sich.
Guten Tag.
Und werfen Sie nicht mit Ameisen herum.
- B Schau mal, die Ameisen.
Ganz schön aggressiv.
Wie Flöhe im Fell.
Oder eine Laus im Pelz.
Jetzt tragen sie schon den Stuhl aus dem Zimmer.
- A Ziehen Sie bitte das Fell wieder an.
Ich erkenne Sie ja kaum noch.
- C Sie werden mich kennenlernen.
Oder die Ameisen räumen Ihnen das Zimmer leer.
- B Der ist ganz schön in Fahrt, der Bär.
Er hat halt genug.
- A Wo kommen Sie denn her?
Woher kommen all die Ameisen?
- C Aus Ihrem Zoo.
Aus dem Garten der Familie Bärenkirchner.
- A Das ist doch eine nette Familie.
- C Nette Familie.
Vielleicht.
Aber nicht meine Familie
Ich bin da nicht daheim.
Ich bin immer nur Gast.
(..)

2. VOM ICH ZUR IDENTITÄT

Sie haben einen ersten Eindruck von einem möglichen Unterricht erhalten. Bevor wir uns aber weiter mit den Verfahren des Sprachlernens beschäftigen, sollten wir haltmachen bei denen, die eine Sprache lernen wollen und die wir in unserem Unterricht in das Land der zu lernenden Sprache übersetzen. Wie gefällt Ihnen das Bild vom Unterricht als Fähre, mit Ihnen als Fährfrau, als Fährmann? Nachdenken über das Ich wird Folgen haben für den Unterricht. Was also sind das für Ichs auf Ihrem Fährboot?

Erst wussten wir gar nicht, was los war.
Plötzlich zog sie vorbei.



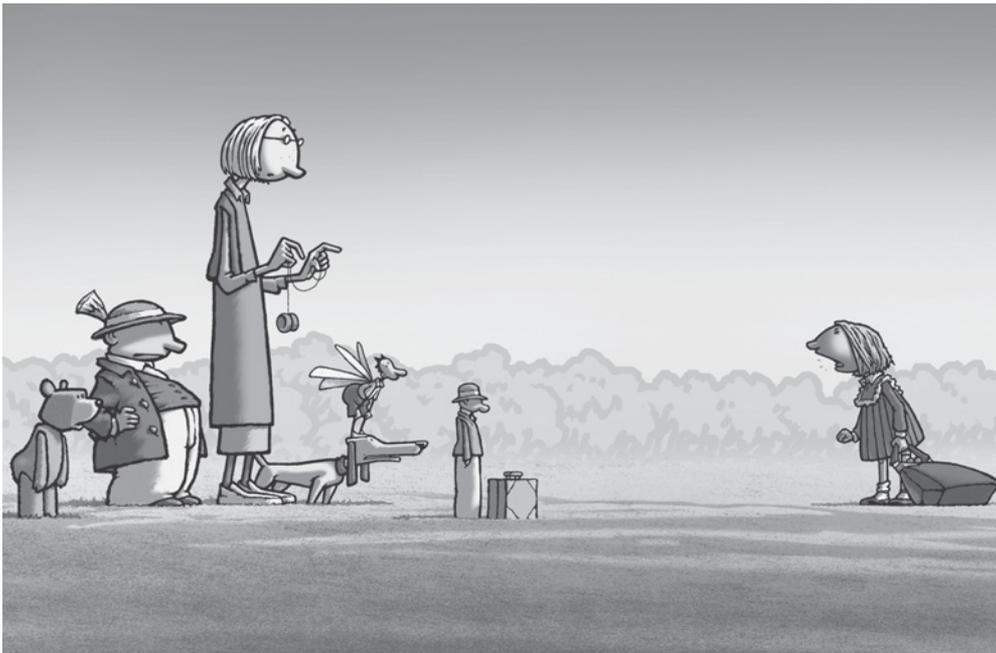
Zog vorbei mit ihrer knallroten Lackleder-Omahandtasche.
Stand mächtig unter Dampf.
Wir nichts wie hinterher.
Der mit der feinsten Nase vorneweg.
Und dann? – Dann legte sie los.
„Gehört das so??!“
Dann zog sie weiter.
Also so was.

Wir blieben dran.
Der vorneweg, der am wenigsten auffiel.
„Gehört das so?!“
(Schössow 2005)

So beginnt die Geschichte von Elvis, in die uns Peter Schössow hineinzieht. Sehr rätselhaft, sie, die da vorbeizieht. Das Mädchen mit der knallroten Omahandtasche ist Auslöser für unser Nachdenken über das Ich. Eine Fiktion für Nietzsche am Ende des 19. Jahrhunderts. Heute, am Beginn des 21., hat die neurowissenschaftliche Forschung beachtliche Fortschritte bei der Erkundung des menschlichen Selbst gemacht, die Diagnose Nietzsches bestätigt: Unser Ich ist eine Illusion. Wir finden uns nicht, wir erfinden uns. Alles, was wir über das Mädchen mit der Omahandtasche, über die ganze sechsköpfige Mitgefühlgruppe sagen, ist eine Projektion unserer Erfahrung, unseres Weltwissens, unseres Ichs. Jeder unterscheidet sich durch etwas vom anderen, ist daher als Individuum zu identifizieren. Indem ich die Illustration als lebendes Bild nachstelle, jeder Figur eine Haltung gebe, ihr eine Denkblase zuordne, verstärke ich ihre Individualität und die Vielfalt der meinen. Das Einfühlen in die Individuen der Bilderbuchseite führt aber nicht nur zu mir, ich finde nicht nur schon vorhandene Gedanken, ich erfinde auch neue. Die Gedächtnisforschung hat gezeigt, dass Erinnerungen aus kommunikativen Austauschprozessen entstehen, dass Elemente aus Erzählungen und Filmen zur eigenen Realität werden. Sie bestätigt damit die zentrale Einsicht Sigmund Freuds, dass das Ich nicht immer Herr im eigenen Haus ist. Wenn wir diese Einsicht weiterdenken, kommen wir rasch zu der Frage, wie man sich selbst konstruiert und sich selbst versteht. In diesen Einstellungen zur eigenen Person, Selbstkonzepte genannt, muss der Sprache eine zentrale Bedeutung eingeräumt werden. Das Lernen einer anderen Sprache neben der Muttersprache hat dabei positive Auswirkungen auf die Entwicklung von Selbstkonzepten. (Vgl. dazu Prinz, 2010.) Nachdenken über das Ich sollte der Anfang der Elvis-Geschichte auslösen, und wir haben gesehen, welche Vielfalt an Gedanken er auslöst, wenn wir die Illustration als lebendes Bild nachstellen, und welche Einfalt er hinterlässt, wird er nur gelesen und gesprochen. Verfolgen wir Schössows Text weiter.

Dann zog sie weiter.
Das kannten wir ja schon.
Ganz schön merkwürdig, fanden wir.

Und blieben dran.
Der mit dem Koffer vorneweg.
(Weiß der Himmel, was er da drin hat.)
Gehört das so???!
Wir fragten uns:
Was macht die da?
Schulterzucken.
Aber bei allen.
Bis die Lange,
die zu uns gehört, sich traute:
„Was ist eigentlich los mit dir?“
„Elvis ist tot!“
brüllte die Kleine.



„Ja, ja, der Arne ...“
„Wo er so schön singen konnte ...“
„... und so schick mit den Hüften wackeln.“
„Tutti Frutti ...“
„Wuff.“

„Nicht der Elvis ...“
Sie öffnete ihre knallrote Lackleder-Omahandtasche,
hielt sie uns unter die Nase
und fing an zu weinen.
„... mein Elvis!“
In der Tasche lag ein kleiner gelber Vogel
und war tot.

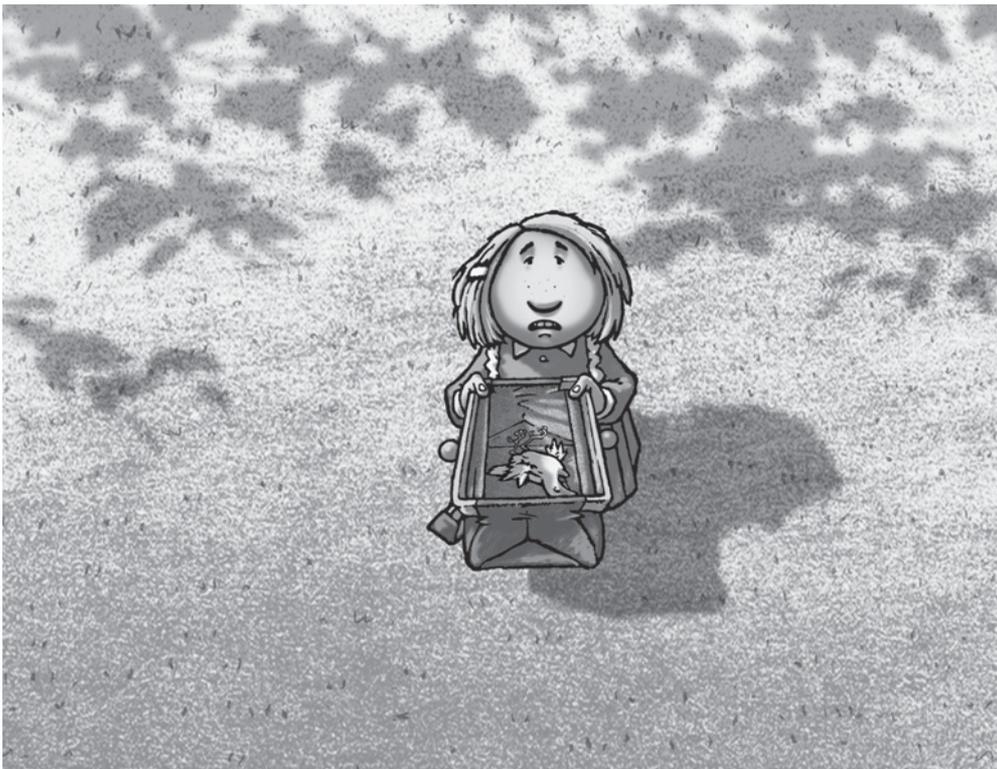
Übernehmen wir jetzt mal probeweise eine der sieben im Bild angebotenen Rollen: Das Mädchen mit der knallroten Omatasche, die Lange mit dem Jojo, die Frau mit den Flügeln, der Mann mit Hut, der mit dem Koffer, der Hund, der Teddy. Identifizieren wir uns mit ihr, geben wir uns einen Namen, entwickeln ein Bewusstsein von ihr, formulieren es als Rollenbiografie.

Ich bin Heinrich Kümmerer, der Mann mit dem Koffer.
Mein Großvater hat ihn mir vererbt.
Ich sammle darin Sorgen von Menschen.
Begonnen hat es mit dem Tod meiner Frau.
Mit dem Koffer voller gesammelter Sorgen komme ich in den Park.
Jeden Mittwoch treffen wir uns da als Mitfühlgruppe.
Wir suchen eine Lösung für die gesammelten Sorgen.

Unser Körper passt sich der Biografie an, Gang, Gestik und Mimik werden von ihr bestimmt. So lesen wir sie laut beim Gehen, so treffen wir zusammen, führen Gespräche in unserer Rolle. Jeder sieht, wer der andere ist. Jeder versichert sich ständig in den Gesprächen, wer er eigentlich ist. Durch Rollenbiografien und Rollengespräche formt das Ich sein Bewusstsein, wird zu Selbstbewusstsein, und wieder finde ich in der Übernahme von Rollen mein Ich, erfinde ich mich. Wir erkennen, welche Tiefe der szenische Umgang mit Texten erreichen kann und in welchem platten Land wir uns bewegen, wenn wir in ihnen nur eine Sammlung von zu lernendem Sprachmaterial sehen.

Um das Ich geht es beim szenischen Lernen, das Ich, das im Fährboot unseres Unterrichts sitzt, um überzusetzen in das Land der anderen Sprache. Darum steht es am Anfang unseres Nachdenkens. Dazu gesellten sich die Begriffe Individuum, Selbstkonzept, Identifikation. Auslöser des Nachdenkens war ein literarischer Text, weil er zu uns selbst führt, ein Angebot enthält zur Identitätssuche. „Werde,

der du bist“ heißt es schon in einem der frühesten literarischen Dokumente der Menschheitsgeschichte, der „Odyssee“ von Homer. Darum braucht Sprachunterricht, ganz besonders der nicht muttersprachliche, literarische Texte, helfen sie doch mit ihrem Identifikationsangebot das Selbstkonzept, das System von Einstellungen zur eigenen Person zu verbessern. Vergessen wir nicht: Es ist eine Fahrt in ein anderes Land, nicht nur mit anderen Wörtern, einer anderen Syntax, zuweilen sogar mit ganz anderen Buchstaben. Es sind andere Bilder, Denkweisen, Sprechweisen, Verhaltensweisen. Es ist auch eine Fahrt aus dem Käfig der eigenen Sozialisation. Machen Sie einen kleinen Test. Präsentieren Sie die Illustration mit dem Mädchen, das in seiner aufgeklappten Omahandtasche ihren Elvis vorzeigt.



Lassen Sie nun mit den Ichs Ihrer Klasse drei Standbilder entwickeln, die die Geschichte zu Ende erzählen. Zu jedem Standbild kommt ein Satz. Sie kennen das Verfahren aus der beschriebenen Unterrichtsstunde zu „Bärensache“. Was wird anders als bei Schössow? Interkulturelle Unterschiede werden sich auftun,

Selbsteinsicht wird sich einstellen in die kulturell geprägte Subjektivität, Antworten lassen sich finden über mich und wer ich bin.

So schreibt Schössow seine Geschichte zu Ende.

„Schade, schade ...“

„Ach so, darum ...“

„Wie traurig ...“

„... der Arme ...“

„Wuff.“

Ging uns irgendwie nah, das Ganze.

„Eine Erdbestattung“,

schlug dann einer von uns vor.

Haben wir auch gemacht,

mit allem Drum und Dran.

Prozession.

Mit Kerze, Kranz mit Schärpe,

Blumen, Weihrauch ...

Abschied.

Ach ja ...

Dann setzten wir uns zusammen.

Trauerfeier mit Bienenstich und Kakao.

Sie erzählte ...

Und wir hörten ...

... wie Elvis ...

... so gewesen war.

Wir weinten ein bißchen, nahmen uns in die Arme und

malten uns aus, wie es wohl werden würde ...

... wenn der eine Elvis den anderen Elvis traf.

Und da mussten wir lachen,

obwohl wir so traurig waren.

Schön war's.